# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 27. 10. 1935 | Nr. 43


## „Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt."

Diese Erkenntnis: „Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt", ist es, die uns das Bild jenes Trägers von „Leier und Schwert" bewahrt hat, hell und leuchtend selbst neben den zwei Millionen Toten des Weltkrieges.

Wir dürfen Theodor Körners Platz nicht so sehr in unseren Literaturgeschichten suchen: er ist im Herzen des Volkes, im Herzen auch der Menschen, die vom Leben und von den Werken unserer Dichter wenig wissen. Durch ein Jahrhundert sind seine Lieder geklungen, sein „Schwertlied" und „Lützows wilde Jagd". Durch ein Jahrhundert hat sein Bild, das Bild des deutschen Jünglings, der frei und willig den Tod für das Vaterland auf sich nimmt, geleuchtet, über die schwärzesten und schwersten Zeiten hinweg, bis hinein in unsere Tage.

In seinem dichterischen Werk stand Körner am Anfang seiner Bahn, als ihn über Humboldt, dem damaligen preußischen Gesandten in Wien, der Ruf des Königs von Preußen erreichte. Und er stand voller Hoffnung am Anfang: Gerade in jenen Monaten begann der Ruhm am Horizont heraufzudämmern. Die Leier fand einen besseren Klang, die Menschen horchten williger dem Dichterwort. Es war eine Gewißheit in dem jungen Dichter, die im Glauben an seine Berufung seine Kraft wachsen ließ.

Dennoch zögerte er nicht, alles, was ihn an ein junges, von Glück und Anerkennung erfülltes Leben band, hinter sich zu lassen und dem Ruf zu folgen. Denn nicht der persönliche Ruhm schien ihm das Wichtigste, auch nicht die Kunst, das Wort in schönen Klang und rechten Takt zu setzen. Sein Dichter war ihm vielmehr nur eine Form seines Daseins, mit dem er seinem Volk zutiefst verpflichtet war. Und darum durfte diese Form nicht mehr beherrschend gelten, wenn das Leben des Volkes anderes forderte. Nur dann schien ihm die Dichtung sinnvoll, wenn sie sich ganz diesen Forderungen hingab und fügte.

Es könnte keine unseren heutigen Ansichten entsprechendere Auffassung von der Aufgabe der echten Dichtung geben. Dabei stört es unsere Liebe zu Körner nicht, wenn manches seiner Werke, noch schwach in der künstlerischen Form, vergessen und als Versuch eines jungen, suchenden Dichters versunken ist. Denn zumal bei ihm kommt es uns nicht auf den ästhetischen Wert an, sondern auf die Haltung, auf die Kraft, aus der er geschaffen hat.

**Daß diese Kraft echt war, daß sie aus der rechten Quelle floß, beweist uns die Tatsache, daß der junge Dichter den Geschehnissen seiner Zeit nicht fremd und eingekapselt in das Begehren seines eigenen Ehrgeizes gegenüberstand.** Mancherlei ist längst aus seinem Werk als unwesentlich beiseite geschoben. Aber was die Zeit überdauert hat, was weiterhin dauern wird, das ist sein in dichterisches Wort und Bild gefaßter glühender Glaube an den Wert, sogar an das Glück des Opfertodes. Davon erzählt er seinem Volk. Und größer als das Wort ist ihm die Tat: Der Ruf des Vaterlandes nach der Jugend seiner Freiwilligen trifft ihn froh und entschlossen. Erhabener als das Gedicht vom Opfertod ist er selbst.

Der Dichter, der es weiß: „Nichts ist zu kostbar für das Vaterland", muß voller Liebe und ohne das Bewußtsein eines Verzichts auch sein Kostbarstes hingeben. Wo ist die Jugendkraft, die schlummern könnte?"

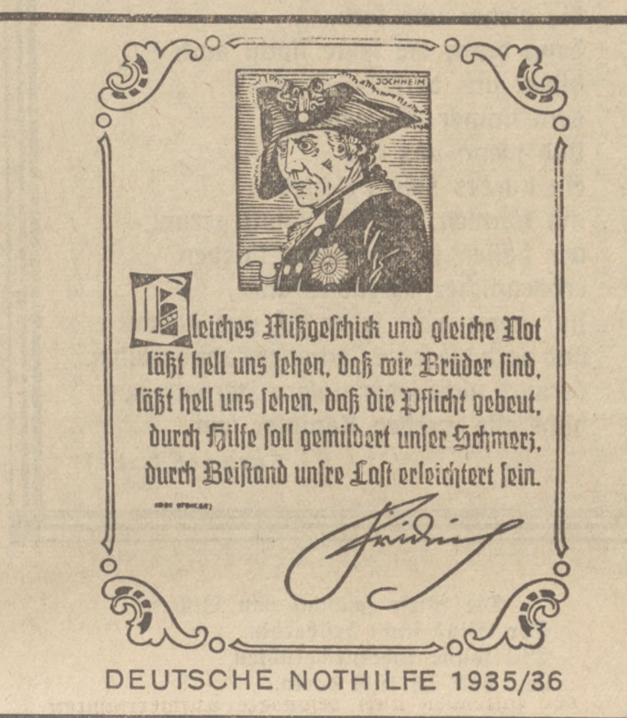
Aber welches Vaterland forderte ihn? Das seine hieß Sachsen, vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert, noch dem König von Preußen unterlegen, dessen Nachfahr nun sein Volk zu den Waffen rief. Das Land, in dem er wohnte, war Österreich, noch nicht entschlossen, sich an Preußens Seite zu stellen.

Jedoch es hielt ihn nicht länger, wie auch die Braut ihn zu halten, ihm einzureden versuchte, daß auch „sein Land" ihn noch unter das Gewehr rufen würde. Es war das größere Vaterland, das in seinem Blute pulste, in dessen Herz das seine aufging. Er sah nicht die von willkürlicher Menschenhand gezogenen, engen Landesgrenzen, er sah über sie hinaus in den großen und weiten Raum der Deutschen und der deutschen Seele. Er sah, wie diese Seele in Knechtschaft litt, gequält und gemartert von dem großen und gewissenlosen Eroberer, der die Welt und mit ihr Deutschland für ein Spielzeug seines Herrscherwillens hielt. Jenes Wort des Freiherrn vom Stein gegen Napoleon brannte sich in Körners Seele ein: „Der Mensch muß ganz zu Boden!"

So war der junge Dichter nicht mehr Sachse, nicht mehr Wiener Bürger, er war Deutscher, und was er hundertmal in Vers und Lied gerufen: „Den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!", das machte er nun wahr in der Tat. Sein Vaterland hieß Deutschland. Ihm gab er den ersten Platz in seinem Herzen. Und auch seine Kunst durfte nur leben in solchem Dienst.

Wie unsicher auch zuvor ihr Weg gewesen sein mag im Klang der Schwerter und klopfenden Rossehufen blühte sie ihm lebendig und fruchtbar auf. Darum ist Körner, der Sänger der Freiheit, in das Gedächtnis der Nachwelt gerade als Dichter des Kampfes für das Vaterland, als gläubiger Künder des Opfertodes eingegangen. Das leichte Wort „auf dem Spottheater" darf sich nicht selbst genug sein, darf nicht die Seele des Dichters erfüllen. Es ist darum auch ihm untergegangen im hellen Klang seiner Kampfesweisen. Der freiwillige Lützow-Jäger schreibt dem Vater von seiner „Überzeugung", „daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit". Und im gleichen Brief stellt er sich bereit unter die Forderung des Opfers, der Hingabe, besonders bereit, da er sich im Erfolg seines künstlerischen Wollens als neues Lieblingskind des Glücks sieht.

Je größer nämlich das Geschenk des Lebens ist, das zu**gleich im vaterländischen Raum als das Geschenk Deutschlands gilt,** desto größer ist ihm die Verpflichtung, mit Leib und Leben für dieses Vaterland einzustehen. Darum aber lieben wir Theodor Körner, weil er sein Leben hingibt, wie es nur aus wahrer Liebe geschehen kann. „Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande!" Das ist für uns echte Kunstauffassung, in der die Kunst nicht einem persönlichen Zweck dient, sondern dem Volk und dem Vaterland. Es gibt für den Dichter nicht mehr die private Ecke, in die er sich mit seiner Feder und seinem Einfällen zurückziehen könnte. Er hat vom Schicksal Deutschlands zu sprechen. Dieses Schicksal aber entscheidet sich nicht in der Stille und Abgeschlossenheit von Dichterstuben, es entscheidet sich auf dem Schlachtfeld. Dahin gehört auch der Dichter, gerade, weil er weiß, was Freiheit des Volkes heißt, weil es spürt, wie sie verloren ging. Darum steht er mit als eine Klippe gegen den gewaltigen Ansturm, der sein Volk endgültig niederzuwerfen droht:




DEUTSCHE NOTHILFE 1935/36

Was tut es, wenn diese Klippe im Sturm versinkt, wenn Körner sein Leben hingibt? Jahrzehnte eines Dichterlebens sind durch ein hartes Schicksal ausgestrichen. Der Dichter hat es nicht bedauert. Ob künstlerisches Wort oder Leben, es gehört alles dem Vaterland, dem großen, zu dem alle gehören, die deutsch fühlen, denken und sprechen.

Körners Schlachtentod aber ist uns lebendigstes Zeugnis auch seiner dichterischen Bereitschaft. Und was dem jungen Künstler vorher die Welt versagt hat: im Tode holt er sich den Lorbeer.

Wir sehen Körner nicht nur als Dichter, wir sehen ihn als Soldaten, der sein Leben für die Freiheit seines Vaterlandes hingibt. Und darin liegt auch der Maßstab, mit dem wir heute messen: die Kunst ist nicht Selbstzweck, im Rahmen des Volksganzen ist ihr eine Aufgabe gegeben, die sie, wenn es sein muß, mit dem Tod ihres Trägers erfüllt.

So steht Körner für uns unter den Millionen unbekannten Soldaten, unter den Dichtern, deren Gedicht aus der Liebe zu Deutschland geboren wurde, in dem gewissen Glauben:

„Deutsches Volk, du konntest fallen,
Sinken aber kannst du nicht!"

**Dr. Willi Fr. Könitzer.**

---

## Ein halbes Jahr — ein anderer Mensch!

Es war mir etwas beklommen zumute, als ich zum ersten Male vor einem Geröllhaufen stand, einen Pickel in der Faust hatte und sonst nichts anderes wußte, als daß dieser Haufen verschwinden mußte. Ich hielt es dann für besser, nicht lange zu überlegen, sondern anzupacken. Zuerst ging es hart, sehr hart. Aber dann kam man hinter die Schwierigkeiten, und nach einiger Zeit machte es sogar Spaß.

Und dann: Ich stand unter ganz anderen Menschen. Hatte ich es auch zuerst nicht leicht, als einziger geistiger Arbeiter in einem Lager mir die Freundschaft der Kameraden zu sichern, bedurfte es mancher Überwindung von Widerständen, von Hemmnissen, die irgendein Vorurteil schuf, so erfaßte mich doch eine helle Freude, wenn ich entdecken konnte, daß die Kameraden spürten, daß hier auch nur ein Mensch zu ihnen wollte. — Wenn man sich zuerst einmal mit den Dingen abgefunden und gleichzeitig inneren Kontakt zu den Kameraden gefunden hat, dann erkennt man erst die Stunden, die das Erlebnis des Arbeitsdienstes so groß machen, daß man sein ganzes Leben daran zehren kann.

Alle die kleinen Episoden, die da auf dem Arbeitsplatz, während des Dienstbetriebes, in der Freizeit vorkommen, die verdichten sich zu einem klaren Gesamteindruck vom Wesen des Arbeitsdienstes. Vor einem brechen plötzlich die Schalen, die bürgerliche Vorurteile um den wahren Menschen legen, auseinander, und man sieht sich als Mensch dem Menschen gegenüber. Wenn man vorher mit einem gewissen Eigenstolz hervorhob, daß man gerade als Geistesarbeiter sich zum Arbeitsdienst gemeldet habe, so erkennt man auf einmal die Haltlosigkeit einer solchen unrichtigen Einstellung. Das Leben, vor das man im Lager gestellt ist, ist für jeden einzelnen etwas Neues, und jeder einzelne muß erst den Kontakt hierzu finden. **Denn mit der Arbeit allein ist es noch lange nicht getan. Sie bildet wohl die Grundlage der Gemeinschaft, aber ihr Werden hängt doch ganz allein von den Menschen ab.**

Eine Reihe von Erlebnissen erhärtet das. Nur einiges: Es wurde von unserem Abteilungsleiter eingeführt, daß jeder seinen Lebenslauf den Kameraden erzählen mußte. Und dabei kam viel zum Vorschein. Wenn es auch einige gab, die verhalten und zurückhaltend sich begnügten, einige Daten aus ihrem Leben zu nennen, so wurde das Vorhandensein einer guten Kameradschaft dadurch bestätigt, daß die Mehrzahl mit einer großen Offenheit davon sprach, wie ihr Leben war, und wie sie es gestaltet wissen wollten. Man schätzte sich nun gegenseitig ganz anders ein. Man wußte jetzt, warum sich mancher in gewissen Augenblicken anders verhielt als die anderen Kameraden und nahm mehr Rücksicht aufeinander. Oder: Auf einem 35 Meter hohen Damm wurden Loren gefahren. 35 Meter tiefer arbeiteten in einer engen Schlucht einige Kameraden. Auf dem Damm kam eine Lore den Berg herunter angerast, sprang aus den Schienen und rollte den Hang hinab. Ihr Inhalt, schwere Steine, jagten den Hang herunter. Unten rissen die Leute aus. Einer stolperte über einen hingeworfenen Schaufelstiel und schlug der Länge nach hin. Trotz der unmittelbaren Gefahr hielten die Flüchtenden an und zogen den Gefallenen mit knapper Not aus der Gefahrzone. Haarscharf neben ihnen spritzten die Steine und dann der Kipper und das Fahrgestell der Lore in den unten fließenden Bach. Hier zeigte sich wahre Kameradschaft, die sogar das Leben aufs Spiel setzen ließ.

Studenten kamen zum ersten Mal in das Lager. Das war ein Ereignis. Der erste, der eintraf, war ein Theologe. Er hatte Pech, denn er führte sich nicht vorteilhaft ein. Seine erste Frage war nämlich, ob er Vorträge halten dürfe und ob er Gelegenheit zum Arbeiten für sein Studium habe. Es war ein beherzter Junge, den er um Auskunft ersuchte. Und er erhielt die richtige Antwort: „Arbeitsdienst ist keine Schule. Lernen und lehren kannst du daheim. Hier heißt es: ran an den Speck!" Das gab einen sauren Blick auf der einen und herzliches Lachen auf der anderen Seite.

**Aber den anderen Studenten begegnete man darauf mit Zurückhaltung, und die prächtigen Kerle, die darunter waren, hatten manchen sauren Tag, bis sie sich durchsetzten. Aber es gelang ihnen. An den Kameradschaftsabenden strengten sie sich mächtig an, und da sie ihre Kameraden so ernst nahmen, da öffnete man ihnen auch den Eingang in die Herzen.**

Ihre Gemeinschaft — seinerzeit noch Notgemeinschaft, nicht eine Erziehungsgemeinschaft — war in dem Aufeinanderangewiesensein bei der Arbeit, beim Sport, bei den Ordnungsübungen, in der Lagerarbeit geschmiedet worden. Wer sich da vom Revierreinigen ausschloß, wer auf die Baustelle nur kam, um sich da umzusehen, der galt nichts. Es hatte sich das Leistungsprinzip, ohne von oben herab befohlen zu werden, ganz organisch durchgesetzt. Denn lehren darf im Arbeitsdienst nur einer, der die Kameraden in jeder Hinsicht versteht. Und das kann man nur auf der Baustelle, wo jeder vor der Arbeit ganz gleich ist.

Ein halbes Jahr lang weilte ich unter den Kameraden von der Spatenfront in Württemberg. Was ein halbes Jahr in einem Menschenleben für grundsätzliche Wandlung schaffen kann, habe ich hier verspürt. Man nimmt im Leben vieles ernst, das wenige Tage später bereits verblaßt ist und vergessen. Das Wahrhafte und Große liegt meist versteckt und doch unmittelbar vor einem. Es braucht nur ausgegraben zu werden.

Der Arbeitsdienst ist hierbei geeignet, dem Menschen für seinen Mitmenschen die Augen zu öffnen. Ganz abgesehen davon, daß er den Wert der körperlichen Arbeit offenbart, daß er zu Disziplin und Ordnung erzieht. Sein Wesentliches ist die Bildung der Gemeinschaft in dem Dienst-tun am Ganzen.

Jeder nimmt aus dem Arbeitsdienst einen anderen Eindruck mit. Es ist mir aber oft bestätigt worden, daß der größte Eindruck immer der war, in einer wahrhaften Gemeinschaft gelebt zu haben, die frei von den Vorurteilen des bürgerlichen Lebens ist. Die aus dem Arbeitsdienst heraustreten, nehmen mit Kampfesfreude den Kampf gegen dieses unsterbliche Laster auf, denn sie wissen: „Nicht nur im Arbeitsdienst ist man ein Arbeitsmann, nein im ganzen Leben ist man nichts anderes."

**Rudolf Vater.**

---

## Persönlichkeitserziehung.

(Von Konrad Henlein, Reden und Aufsätze zur völkischen Turnbewegung; Verlag Karl Frank, Karlsbad 1934.)

Eine starke Gesinnungserziehung muß einsetzen, eine Erziehung zum deutschen, heldischen Menschen.

Nicht Wissen, sondern Charakter, nicht Wissensunterricht, sondern Gesinnungserziehung ist das Entscheidende.

Unsere Gesinnung muß in Lebenshaltung und Lebensführung von uns nur Vorbildliches und Starkes fordern, sie muß uns aber auch die Kraft geben, alles Kranke, Niedere, Schlechte, vor allem jedes Scheindeutschtum auszuschließen. Nur der nationale Idealismus darf in unseren Reihen leben, d. h. jenes reine, selbstlose Streben, aus innerer Liebe zu unserem Volke und aus einer inneren Verpflichtung für unser Volk auch das Höchste opfern zu können. Wen andere Beweggründe zu uns führen, vor allem, wer nur solange zu uns steht, als er daraus Vorteile schlägt, gehört nicht zu uns und muß unbedingt abgestoßen werden.

**Wenn auch mancher Mitläufer von uns geht, merket: Unsere Herzen werden nicht gezählt, sondern gewogen . . .!**

# Ausflug nach Marienwerder.

Nun liegt der Tag hinter uns. Und mit ihm ein großes Erleben. Etwa 50 Kameraden und Kameradinnen waren wir von der Ortsgruppe Lessen, die wir als Abordnung unserer Jugendgruppe uns am Sonntag um ½7 Uhr früh an der Grenzstelle Garnsee trafen, geführt von unserem Ortsgruppenvorsitzenden Kameraden von Koerber. Alle mit Rad und guter Laune. Denn es sollte nach Marienwerder gehen, zum Kreisparteitag der NSDAP. Unser Ortsgruppenvorsitzender hatte die Genehmigung der Behörden eingeholt, daß wir — mit unserer Fahne — zu diesem Ereignis geschlossen hinfahren durften. Um 9 Uhr trafen wir im Landgestüt Liebenthal bei Marienwerder ein, wo wir auf einem großen geräumigen Boden gutes Quartier hatten und unsere Räder abstellten. Dann ging's mit Gesang und wehender Fahne nach Marienwerder. Auf dem Sportplatz fanden Vorführungen der Reichswehr statt und dann kamen in Kolonnen von vielen Hunderten HJ und Jungvolk mit klingendem Spiel und nahmen unten auf dem großen Platz Aufstellung. Wir standen an einem Kopfende auf erhöhtem Terrain und hatten neben der Rednertribüne eine ausgezeichnete Übersicht. Unsere Fahne flatterte im Winde, im Sonnenschein, und immer wieder kamen Bekannte und begrüßten uns, oder Fremde und fragten uns: „Wer seid Ihr?" „Wo kommt Ihr her?" Inzwischen füllte sich der Platz mit Tausenden. Da, die Fahnen kommen. Alles steht mit deutschem Gruß. Nun betritt Kreisleiter Hoffmann vor uns die Tribüne. Gesang, Sprechchöre und Ansprachen wechseln. Welch ein herzerquickender Anblick, all die Jungen und Mädel in straffster Disziplin. Wie das alles klappte! Wie die Sprechchöre zu Herzen gingen! Man merkte die langjährige Schulung. Da können wir noch viel zulernen, und wollen es auch. Eindrucksvolle Worte des Kreisleiters und anderer zur Jugend, uns aus dem Herzen gesprochen. Ein starkes Bekenntnis zum deutschen Lebenswillen, zur Einigkeit, zum deutschen Blut, das uns alle verbindet. Uns wird warm nicht nur von der strahlenden Sonne.

Gegen 1 Uhr ist die Jugendkundgebung beendet. In musterhafter Ordnung marschiert alles ab. Wir setzen uns auch in Marsch. Fahnen grüßen Fahnen. Mit Gesang geht 's wieder nach Liebenthal. Dort erwartet uns die heiße Erbsensuppe. Zwar ist dem Kantinenwirt ein kleines Malheur beim Heißmachen passiert und die Hälfte unserer Erbsensuppe klebt an der Decke seiner Küche. Tut nichts. Der Rest schmeckt um so besser zu unseren Stullen und wir werden alle satt. Aber schon erklingt das Kommando „Antreten". Wieder geht 's zum Sportplatz. Immer neue Formationen und Kapellen. Wir marschieren durch das Flaggenmeer auf den Sportplatz und nehmen dann seitwärts auf einer Anhöhe Aufstellung. Vor uns auf dem Platze stehen 9000 in Formationen, SA und SS im hellen Sonnenschein. Einmarsch der Fahnen! Von hinten kamen sie, viele hundert und marschieren nun durch die Mitte nach vorn. Dann spricht der Gauleiter Oberpräsident Koch aus Königsberg. Von dem, was die Bewegung geschaffen hat, von der Beseitigung der Klassengegensätze, von dem Zusammenstehen des deutschen Volkes. Er spricht uns aus dem Herzen. Die 9000 vor uns auf dem Sportplatz, die 15 000 Zuschauer ringsum, sie sind **ein Wille, ein Volk**, das einander **vertraut** und **zusammensteht** in eiserner Disziplin. So wollen wir auch werden!

Und nun marschiert alles wieder ab in derselben straffen Ordnung und Disziplin wie bei der Ankunft. Unser Ortsgruppenvorsitzender beurlaubt uns. Viele besuchen Bekannte, andere besehen sich den Vorbeimarsch vor dem Gauleiter. Erst um 8 Uhr abends sammeln wir uns wieder auf dem Marktplatz um unsere Fahne. Mit Gesang geht es durch die belebten Straßen und die grüßende Menge wieder hinaus zum Sportplatz. Dort erwartet uns ein Schauspiel, wie wir es noch nicht erlebten! Ein Riesenfeuerwerk, das immer wieder den Himmel in ein Sternenmeer verwandelt und die vielen tausend Zuschauer immer wieder begeistert.
Als wir in unser Quartier ins Landgestüt kommen, sinken wir alle müde auf unser Strohlager, aber voll der schönsten und tiefsten Eindrücke von dem, was der Nationalsozialismus in unserem Volk geschaffen. Unser Ortsgruppenvorsitzender leuchtet noch einmal alles ab, ob alles in Ordnung ist und schläft dann in unserer Mitte den wohlverdienten Schlaf. — Am nächsten Morgen um 7 Uhr tritt alles wieder an. Auch einige Nachzügler sind wieder zur Stelle.

Aufsitzen! Abteilung marsch! Noch einmal unterwegs läßt unser Ortsgruppenvorsitzender halten und wir üben zwei neue Lieder ein. Dann geht's in schneller Fahrt zur Grenze und gegen 11 Uhr vormittags sind wir wieder alle zu Haus.

Das Erleben wird uns allen unvergeßlich sein. Wir Nationalsozialisten hier haben einmal gesehen, wie unsere nationalsozialistischen Brüder jenseits der Grenze die Einheit ihres Willens auch äußerlich zum Ausdruck bringen, wir haben einen tiefen Eindruck erfahren von ihrem Zusammenstehen und ihrer vorbildlichen Disziplin. Nun werden wir ihnen nacheifern, wollen mit doppelter Kraft die JDP. überwinden, weil sie noch nichts von der neuen Zeit verstanden hat, sondern glaubt, Zwietracht säen und nach alten Methoden uns in Gruppen und Parteien trennen zu müssen. Wir aber setzen ihr den **eisernen Willen zur Einheit** entgegen, die wir schaffen werden, wie sie der Führer in Deutschland geschaffen hat und wie er sie auch bei uns haben will.

---

# Klare Tage.

Aus „**Der Wanderer zwischen beiden Welten**"
von **Walter Flex.**

Aber ehe uns der wachsende Strom des großen Kampfes erfaßte und in seinen Strudeln fortriß, wurden uns noch ein paar klare, glückliche Tage geschenkt, deren Bild aus der Vergangenheit herüberleuchtet wie der Schimmer von fernen, schönen, hellspiegelnden Seen. Unsere Kompanie wurde zu Anfang des Juli auf fünf Tage aus den Gräben gezogen und kam unter Laubhütten und Zelten tiefer im Walde in Ruhestellung. Der Zufall wollte, daß in diese Zeit mein Geburtstag fiel, und der Freund half den Tag feiern, nicht mit vollen Gläsern und Liederlärmen, sondern in seiner Art mit Sonne, Wald und Wasser und dem Ewigkeitsklang uralt schöner Worte, die sich auf jungen Lippen verjüngten und beseelten. Der waffenlose, wolkenlose Feiertag des 6. Juli wurde ganz ein Geschenk seines frischen Herzens an das meine. Als die Sonne am höchsten stand, gingen wir aus dem Schatten der roten Föhren zu den Nettawiesen hinunter. Die Sonne badete im tiefsten Blau des vom Nachtgewitter erfrischten Himmels und überspiegelte mit feuchtem Glanze die hellschimmernden Flußwindungen und den fern in stählernem Blau aufblendenden Schild des Sanjo-Sees. Das Licht troff durch das vollsaftige Grün der strotzenden Pappeln und Weiden, und über dem wuchernden Gras der weiten Koppeln flimmerte die Luft und zitterte unter dem Atem der erwärmten Erde. Wir warfen die Kleider am Netta-Ufer ab und badeten. Mit dem Strome trieben wir in langen Stößen hinab, schwammen gegen den Strom zurück, daß sich uns das Wasser in frischem Anprall über die Schultern warf und stürzten uns immer aufs neue von der sonnenheißen Holzbrücke, die gegen die Sohlen brannte, kopfüber in weitem Sprung in den Fluß. Auf dem Rücken trieben wir geruhigt stromab und liefen auf dem lauen Sande am Schilfufer zurück. Im buntwuchernden Wiesenkraut ließen wir uns von Sonne und Wind trocknen, und die leisen, zitternden Sonnenwellen rannen gleichmäßig durch Luft und Sand und Menschenleib und durchgluteten alles Lebendige mit trunkener Kraft und erschlaffender Freude.

Und wenn wir wüßten,
daß morgen unsere letzte Stunde schlägt,
wir müßten,
bei der Fahne bleiben,
die unser Leben trägt.
Wir würden nicht das Heute feiern
und Freuden suchen,
die bisher uns fern,
denn durch die letzte Nacht auch
blinkt uns derselbe Stern,
dem immer wir gefolgt.
Und wenn uns nur
ein kurzes Sein beschieden
mit Nächten, die wir kaum geruht, —
wir hassen ja den feilen Frieden
erbärmlicher Verräterbrut.
Nur kann nicht jeder bei uns stehen
und auch die letzte Nacht der Fahne weih'n.
Es wird nicht jeder unsere Sterne sehen,
nicht alle werden Kämpfer sein.

Gerhard Dabel

Die Wiese schäumt von Blüten,
Der Wind singt drüberhin,
Den sonnenlichtdurchglühten
Leib bad' ich kühl darin.

Du freie Gottesschmiede,
Du lohe Sonnenglut,
Inbrünstiglich durchglühe
Leib, Seele, Herz und Blut!

Ins Glühen unermessen
Und Blühen eingewühlt
Will ich den Tod vergessen,
Der alle Erde kühlt.

Glüh', Sonne, Sonne glühe!
Die Welt braucht soviel Glanz!
Blüh', Sommererde, blühe,
Ach blühe Kranz bei Kranz!

Geschützdonner grollte von fern herüber, aber die Welt des Kampfes, dem wir auf Stunden entrückt waren, schien traumhaft unwahr. Unsere Waffen lagen unter den verstaubten Kleidern, im Grase, wir dachten ihrer nicht. Eine große Weihe kreiste über die weiten schimmernden Tiefe grüner Koppeln und blauer Wasser, an ihr, deren schlanke Schwingen in weitem, prachtvollem Schwunge zu lässigem Schweben ausholten, hingen unsere Blicke. War es der Raubvogel, der die Seele des jungen Menschen neben mir emporriß in freier Gottesfreude? Der Wandervogel, der einst in deutschem Gotteshause eingesegnet worden war mit dem seiner Seele ebenbürtigem Spruch: „Die auf den Herrn hoffen, haben neue Kraft, daß sie auffahren wie Adler!", der junge Gottesstudent fühlte seiner Seele die Schwingen wachsen von jener ewigen Kraft, die „deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirst wie ein Adler". und frei und leicht hob er sich und der Freund empor über die hellen Tiefen der bunten Erde. Der junge Mensch stand schlank und hell auf dem blühenden Grunde, die Sonne ging schimmernd durch seine leichtgebreiteten Hände, und die Lippen, die so oft von Goethes Liedern überflossen, strömten den uralt heiligen Wohlklang der Psalmen Davids über den sonnentrunkenen Gottesgarten hin:

„Herr, mein Gott; du bist sehr herrlich!
Du bist schön und prächtig geschmückt!
Licht ist dein Kleid, das du anhast!
Du breitest aus den Himmel wie ein Teppich.
Du wölbest es oben mit Wasser.
Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen —
und gehest auf den Fittigen des Windes.
Und machst deine Engel zu Winden
und deine Diener zu Feuerflammen,
der du das Erdreich gründest auf seinem Boden,
daß es bleibt immer und ewiglich
die Ehre des Herrn ist ewig.
Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken.
Er schauet die Erde an, so bebet sie . . .
Ich will dem Herrn singen mein Leben lang
und meinen Gott loben, solange ich bin.
Meine Rede müsse dem Herrn wohlgefallen.
Ich freue mich des Herrn!"

Das ewige Preislied Gottes aus seiner Schöpfung ging über die Reife, in ihren Tiefen, erwärmte Erde hin. Der Wohlklang der jungen Stimme umlief wie ein tönendes Kristall den klaren Wein der ewigen Worte. Der ebenmäßige Mensch in seiner jungen Schlankheit stand selbst wie ein Dankesmal der Schöpfung in dem hell prangendem Gottesgarten und von seinen frischen Lippen ging ein Hauch religiösem Frühlings über Erde und Menschen hin.

Über die weiten Koppeln hin stob der übermütige Galopp sattelloser Pferde. Stuten und Fohlen weideten auf den Netta-Wiesen. Im Wasser und an den grünen Ufern des Flusses wimmelte es von den hellen Leibern badender Soldaten, die lichten Breiten der Netta schäumten von Wasser, Sonne und ausgelassenem Lachen. Die ewige Schönheit Gottes prangte über dem weiten Gottesgarten und leuchtete als Sonne und Schild über dem hellen Bilde des Jünglings . . .

Über den Lärm und Glanz aller Kämpfe und Siege hin glänzt das Bild dieser Stunde in mir nach als der stärkste Eindruck, den ich mit Seele und Sinnen im Leben empfangen habe.

Aber am Abend des Tages stand derselbe Mensch im grauen Waffenrock neben mir auf dem dunklen Hochstand im Wipfel einer Doppelfichte, von wo tagüber unsere Baumposten das Kampfgelände mit Ferngläsern absuchten, und ließ spielend den roten Mond im hellen Stahl seines breiten Seitengewehrs spiegeln. Seine rechte Hand glitt in leiser Unruhe prüfend an der Schneide entlang, und Auge und Hand prüfte sie, wie sie oft an der römischen Form der blanken Waffe. Mit leicht vorgestrecktem Kopfe horchte er nach dem Dunkel der russischen Gräben hinüber, über denen die wachsamen Leuchtkugeln stiegen und sanken. Hinter den schwarzen Holzhütten von Obuchowizna glomm die rote Glut eines Torfbrandes, und schwarzer Ruß fockte in Wolken über fackelhellen Himmel. Wir sprachen, ins Dunkel der Riesenfichte geschmiegt, von den Kämpfen, denen wir entgegengingen. „Einen echten und rechten Sturmangriff zu erleben", sagte der junge Leutnant neben mir, „daß muß schön sein. Man erlebt vielleicht nur einen. Es muß doch schön sein." Und schwieg wieder und blickte auf den breiten Stahl in seinen Händen nieder. Mit einmal legte er mir den Arm um die Schulter und rückte das helle Schwert vor meine Augen. „Das ist schön, mein Freund! Ja?" Etwas wie Ungeduld und Hunger riß an den Worten, und ich fühlte, wie sein heißes Herz den großen Kämpfen entgegen hoffte. Lange noch stand er so, ohne sich zu rühren, mit leicht geöffneten Lippen im heller werdenden Mondlicht, das über die breite Klinge in seinen hellen Händen floß, und schien auf etwas Fremdartiges, Großes und Feindseliges zu lauschen, das im Dunkel verholen war. Wie er so wach und durstig in eine nahe, waffenklirrende Zukunft hineinhorchte, schien er mir wie das lebendig gewordene Bild des jungen Knappen, der in der Nacht vor der Schwertleite ritterliche Wacht vor seinen Waffen hält.

An diese seltsame, dunkle Stunde wurde ich erinnert, als ich vor Weihnachten die Mutter des gefallenen Freundes in der Heimat besuchte. Nach einer Weile des Schweigens fragte sie mich leise: „Hat Ernst vor seinem Tode einen Sturmangriff mitgemacht?" Ich nickte mit dem Kopfe. „Ja, bei Warthi." Da schloß sie die Augen und lehnte sich im Stuhle zurück. „Das war sein großer Wunsch", sagte sie langsam, als freue sie sich im Schmerze einer Erfüllung, um die sie lange bebangt hatte. Eine Mutter muß wohl um den tiefsten Wunsch ihres Kindes wissen. Und das muß ein tiefer Wnusch sein, um dessen Erfüllung sie noch nach dem Tode bangt. O, ihr Mütter, ihr deutschen Mütter! — —

Wißt ihr nun, ihr, die ihr diesen Tag nacherlebt habt, von dem ich redete, wißt ihr nun was es heißt „Wanderer sein zwischen beiden Welten? . . ."

Und um zu schaffen das Geschaffne,
damit sichs nicht zum Starren waffne,
wirkt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
zu reinen Sonnen, farbigen Erden;
in keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
erst sich gestalten dann sich wandeln;
nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen;
denn alles muß in Nichts zerfallen,
wenn es im Sein beharren will.

Goethe

---

# Appell an die Herzen!

Klopfet, klopfet an die Türen,
Daß es hallt im ganzen Haus.
Brüder, Schwesteru hungern, frieren
Und ihr sitzt beim warmen Schmaus.
Höret, höret unsere Bitten,
Denn wir sind von einem Blut,
Qual und Hunger lang wir litten,
Nehmt uns jetzt in eure Hut!
Öffnet, öffnet eure Herzen,
Denkt der Armen, lindert Not.
Stillet Hunger, heilet Schmerzen,
Teilt das Mahl und brecht das Brot.
Opfert, opfert für die Brüder,
Sonne dring' ins Herz hinein!
Sie sind uns'res Volkes Hüter,
Laßt sie nie vergessen sein!

G. H. Fried.



Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.